

Sprechender Atlas für österreichische Dialekte

Germanistik. Die Mundart in Österreich wird nicht weniger, aber sie ändert sich. Ein großes Forschungsprojekt bittet Dialektsprecher vors Mikrophon, zeichnet Sprachgrenzen neu und dokumentiert viele Ausdrücke, die bald aussterben.

VON VERONIKA SCHMIDT

In Westösterreich geben die Menschen lieber Auskunft über ihren Dialekt als in Ostösterreich. Das bemerken die Forscherinnen und Forscher im Projekt „Variation und Wandel dialektaler Varietäten in Österreich“, das Teil des Spezialforschungsbereichs „Deutsch in Österreich“ ist – gefördert vom Wissenschaftsfonds FWF. Sie erstellen erstmals einen österreichweiten Atlas der Dialektformen. Dazu begeben sich die Forschenden in abgelegene Orte und befragen Einheimische. „Natürlich wählen wir sehr gezielt aus, mit wem die drei- bis fünfstündigen Gespräche geführt werden“, sagt Philip Vergeiner, Germanist an der Uni Salzburg.

Optimal sind Leute, die keine Matura und einen nicht kommunikativen Beruf haben – da scheiden Kellnerinnen oder Friseure aus. Familien mit einer Landwirtschaft kommen eher infrage. „Unser Team telefoniert sich durch. Von der Ortsbäuerin oder Volksschullehrerin bekommt man oft Tipps, wer mitmachen könnte“, sagt Vergeiner. Ältere Menschen haben öfter Interesse an der Dokumentation ihrer Sprache. Junge Männer sind auch für das Mitmachen zu begeistern.

Die Generationen vergleichen

„Aber junge Frauen, die weder Matura haben noch in einem kommunikativen Beruf arbeiten, sind am Land kaum zu finden“, weiß Vergeiner. Trotzdem gelang es dem Team bereits in 40 Orten quer über ganz Österreich jeweils vier Dialekt-Sprecherinnen und -Sprecher zu besuchen, die Fragen beantworten, Sätze übersetzen und Bilder beschreiben durften. Gleich viele Männer wie Frauen und gleich viele Alte wie Junge.

„Das war die erste Erhebungsphase, die vor zwei Jahren abgeschlossen wurde. Die zweite Phase, die nun in 100 Orten je zwei



Der Dialektatlas soll Laien Spaß machen und dient Forschern als große Datenbank: Erstmals erfolgt die Erhebung einheitlich und mit moderner Statistik.

Sprecher sucht, wurde durch die Coronapandemie leider gebremst“, sagt Vergeiner, der im Rahmen seiner Habilitation an der Auswertung und Analyse der Tonaufnahmen arbeitet.

Historisch gesehen ist die Dialektologie in Österreich recht alt, es gab seit Anfang des 20. Jahrhunderts immer wieder Bemühungen, die Sprachvarianten des Landes zu dokumentieren. „Aber das waren meist einzelne Forscher, die die Mundart ihres Heimatorts in Monografien beschrieben haben. Einen Vergleich von mehreren Sprechern pro Ort gab es kaum, geschweige denn eine standardisierte Erhebung über ganz Österreich“, erklärt Vergeiner, der seine Heimatregion des Stubaitals auch in die neue Herangehensweise der Dialektforschung inkludiert. Berühmt und wertvoll ist jedoch das WBÖ, das „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich“,

das seit dem Jahr 1913 Millionen von Handzetteln mit Dialektwörtern sammelt (beheimatet an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, ÖAW).

Nun sind Schallforscher der ÖAW Partner im neuen Projekt, das weniger auf die Verschriftlichung der Wörter und Sätze fokussiert als auf den Klang im Ohr. Denn das Ziel ist ein „sprechender Atlas“, den man anklicken kann, um die Soundfiles zu öffnen.

So hört man die Unterschiede zwischen Vorarlberger, Kärntner oder burgenländischen Regionen schnell heraus. „Unser Vorbild sind die sprechenden Karten von Hannes Scheutz an der Uni Salzburg, der uns in diesem Projekt auch sehr unterstützt“, sagt Vergeiner und mailt den Link zu dessen www.sprachatlas.at/salzburg, der bereits mit Dialekt- und Generationenvergleichen aufwarten kann. Die Gegenüberstellung von Alt

und Jung bringt auch im aktuellen Projekt aussagekräftige Ergebnisse: „Ältere sprechen eher konservativen und jüngere einen neuen Dialekt“, sagt Vergeiner.

„Reote Reosen“ sagen nur Alte

Außerdem könne man die Sorge, dass Dialekt abgebaut wird, widerlegen: „Ich würde eher von einem Dialekt-Umbau sprechen.“ Eigenschaften, die sehr kleinräumig verbreitet sind, verschwinden leichter als solche, die in weiten Teilen üblich sind. „Ganz stabil ist etwa, dass ‚ge-‘ am Wortanfang reduziert wird wie in ‚g’macht‘ oder ‚g’laufen‘“, so Vergeiner. Das Phänomen ist bis nach Würzburg oder Bayreuth verbreitet.

Ähnlich sieht es um die „a-Verdampfung“ aus, die sich über fast ganz Österreich und Süddeutschland zieht, also dass der Vokal a einen o-Klang bekommt. Doch dass ältere Bauern in Oberöster-

reich zu Rot etwa „Reot“ und zu Rosen „Reosen“ sagen, dürfte außer in der Tonaufnahme des Dialektatlas wohl bald in Vergessenheit geraten.

„Der Atlas soll sowohl Laien Spaß machen, als auch mit dem gesamten Datensatz der zukünftigen Forschung dienen“, sagt Vergeiner, der in all den Aufnahmen auch den Wandel in Syntax und Morphologie herausarbeitet. Und er versucht, die Grenzen der Dialektgruppen wie Mittelbairisch, Südbairisch oder Alemannisch neu zu zeichnen – erstmals auf Basis von einheitlichen Erhebungen und moderner Statistik.

Ganz frisch an Bord sind auch Kollegen aus der Schweiz, die eine Online-App erstellen, damit noch mehr Sprecherinnen und Sprecher ihren Dialekt dokumentieren können. Ein Citizen-Science-Projekt, das wohl bei vielen die Freude am Dialekt erhalten kann.

Eis ist durchsichtig, oder? Keineswegs: Warum Eis auch weiß, blau oder sogar rot sein kann, erklärt Physikdidaktikerin Ingrid Krumphals.

Wie entstehen die Farben von Eis?

FORSCHUNGSFRAGE

VON MICHAEL LOIBNER

Der ideale Eiswürfel“, sagt Ingrid Krumphals, „ist tatsächlich durchsichtig.“ Was die Professorin für Physik-Fachdidaktik an der Pädagogischen Hochschule (PH) Steiermark in Graz aber auch sagt: „Diesen idealen Eiswürfel gibt es kaum. Industriell kann er in einem aufwendigen Verfahren erzeugt werden.“ Stellt man hingegen selbst einfach Wasser in den Gefrierschrank und lässt es gefrieren, entsteht meist ein Würfel, der zwar an einigen Stellen tatsächlich durchsichtig ist, an anderen Stellen jedoch weiß erscheint.

„Das ist das Ergebnis des Prismeneffekts“, weiß die Expertin und klärt auf: „Was wir als die Farbe eines Gegenstandes wahrnehmen, ist jener Teil des elektromagnetischen Spektrums, der vom Gegenstand nicht ab-

sorbiert, also geschluckt, sondern reflektiert, also zurückgeworfen, wird.“ Geht das Licht durch ein Material gerade hindurch, ohne irgendeinen Teil des Spektrums zu absorbieren, dann ist dieses Material durchsichtig, wie zum Beispiel Glas. „Ist die Oberfläche von Eiswürfeln aber nicht gleichmäßig, sondern hat Risse, dann wirken diese wie Prismen“, führt Krumphals aus. „Das heißt, dass das Licht sowohl reflektiert als auch gebrochen und in viele Richtungen zurückgeworfen wird. Dadurch vermischen sich alle Wellenlängen wieder.“ Zu sehen ist an diesen Stellen somit die Gesamtheit aller Farben des Spektrums, und das ergibt Weiß.

Solche Risse können in Eiswürfeln entstehen, weil sie von außen her zufrieren. Der Kern kommt als Letztes an die Reihe. Und weil sich Wasser beim Gefrieren ausdehnt, „sprengt“ der erkaltende Kern die bereits zu Eis gewordenen äußeren Schichten und

führt dort zu Rissen, zum Prismeneffekt und eben zu weißem Licht.

Unregelmäßigkeiten, an denen das Licht gebrochen und reflektiert wird, entwickeln sich aber auch durch Luft einschüsse, so Krumphals. Dazu komme es insbesondere, wenn das Eis nicht aus Wassertropfen entsteht, sondern aus Schnee. Die vielen einzelnen Schneekristalle bewirken, dass in dem erkalteten Gebilde sehr viel Luft enthalten ist. Auch Eisberge bilden sich unter anderem aus Schnee. Die Streuung des Lichtes und die Vermischung der Wellenlängen an den Luftbläschen sorgen für weiße Eisberge.

Eiskristalle schlucken erst Rot

Es gibt jedoch auch Eisberge, die blau erscheinen. Das wiederum habe mit dem Phänomen der „selektiven Absorption“ zu tun, sagt Krumphals. Die Eiskristalle schlucken nicht alle Wellenlängen des Spektrums gleichzeitig, sondern zuerst Rot, dann Grün. Was



„Hat die Oberfläche von Eiswürfeln Risse, dann wirken diese wie Prismen.“

Ingrid Krumphals, PH Steiermark

zuletzt übrig bleibt, ist Blau. Dieser Effekt ist auch im Gletschereis zu beobachten: In Spalten oder Eishöhlen sind die Wände oft blau gefärbt.

Zusammengedrückter Schnee kann aber ebenso unansehnlich grauschwarz gefrieren. Das wird durch den Einschluss weiterer Schweb- oder Trübstoffe, zum Beispiel von Rußpartikeln, verursacht – vor allem Stadtbewohner kennen das von an den Straßenrändern gefrorenem Schnee.

Im Hochgebirge und in den Polarregionen ist das interessante Phänomen des Blutschnees zu beobachten. Hervorgerufen wird es durch im Schnee lebende Einzeller, die den rötlichen Farbstoff Astaxanthin enthalten. Grüne Eisberge wiederum verdanken ihre Farbe Mikroorganismen, die sich unter der Wasseroberfläche ans Eis geheftet haben. [Foto: Beate Hilbe]

Was wollten Sie schon immer wissen? Senden Sie Fragen an: wissen@diepresse.com